

## Wenn deine Kinder dich fragen, was ist KSA ...

### Gliederung und Thesen

#### 1. KSA – eine Befreiungsgeschichte?

#### 2. Anfänge der CPE in den USA

„Clinical Pastoral Education ist interkonfessionelle Ausbildung für das Pfarramt. Es bringt Theologiestudierende und Pastoren / Pastorinnen in supervisierte Begegnungen mit Menschen in Krisensituationen. Aus der intensiven Begegnung mit Menschen in Notsituationen und durch das feedback der Peers und der Lehrenden entwickeln die Auszubildenden neue Wahrnehmung ihrer selbst und der Menschen, die sie begleiten.“ (ACPE)

#### 3. Die Seelsorgebewegung in Deutschland

- Die Bücher von Scharfenberg, Stollberg und Faber/van der Schoot prägen die Seelsorgebewegung in Deutschland.
- Seelsorgeausbildung zielt mit unterschiedlichen methodischen Zugängen auf den Erwerb einer grundlegenden seelsorglichen Haltung.
- KSA verändert sich organisatorisch durch kürzere und fraktionierte Kurse.

#### 4. Bleibende Errungenschaften der KSA

- Learning by doing.
- Lernen ist personbezogen, erfahrungsbezogen, prozessbezogen.
- Lernen ist subjektorientiert.
- Lernen geschieht unter Einbeziehung des theologischen Themas.
- Lernen geschieht unter Berücksichtigung der jeweiligen sozialen und institutionellen Umwelt.
- Eines der wichtigsten methodischen Elemente der KSA ist die gruppendynamische Arbeit.

#### 5. Das Zukunftspotential der KSA

- Im Pfarramt stehen Person und Vermittlung der Sache („Kommunikation des Evangeliums“) nicht in einem Gegensatz, sondern durchdringen einander. KSA qualifiziert für diese unverzichtbare Beziehungsdimension pfarramtlicher Tätigkeit.
- KSA hat den Maßstab einer begrenzten empirischen Qualitätskontrolle in die Seelsorge eingeführt. Diesem Maßstab sollten sich auch neue konzeptionelle Weiterentwicklungen der Seelsorge stellen.
- KSA befördert eine seelsorgliche Kirche, indem sie in das Wahrnehmen und Annehmen von Differenzen einübt.

#### 1. KSA – eine Befreiungsgeschichte?

5. Mose 6, 20ff. heißt es: „Wenn dich nun dein Sohn morgen fragen wird: Was sind das für Vermahnungen, Gebote und Rechte, die euch der Herr, unser Gott geboten hat? So sollst du sagen: Wir waren Knechte des Pharao in Ägypten, und der Herr führte uns aus Ägypten mit mächtiger Hand ...“ Mit anderen Worten: Auf die Frage des Sohnes, der nächsten Generation, die die Ursprünge nicht miterlebt hat, erzählt der Vater eine Befreiungsgeschichte, die zu den Ursprungsdaten des Volkes Israel gehört und immer wieder mit Begeisterung und Dank zitiert wird. Allerdings gehört dann zu dieser Befreiungsgeschichte auch hinzu, dass das Volk nach seiner Befreiung bald wieder unzufrieden wird, auf seinem langen Zug durch die Wüste gegen den Anführer Mose

murrt und sich zurücksehnt nach den Fleischtöpfen Ägyptens.

Wenn ich, wie es das Thema nahe legt, diese Geschichte mit leichter ironischer Brechung auf die KSA übertrage, könnte man sagen: KSA war und ist eine Befreiungsgeschichte. Sie war die Befreiung von einer normativ gewordenen kerygmatischen Seelsorge, die in den dreißiger und vierziger Jahren ihre Funktion hatte und in die damalige gesellschaftliche und kirchliche Situation hinein passte, während sie in den fünfziger und sechziger Jahren in der zunehmend säkularisierten und sich pluralisierenden Gesellschaft und Kirche funktionslos wurde. Mit der „therapeutischen Seelsorge“ eröffneten sich der Seelsorge und damit dem Pfarramt insgesamt Chancen, in neuer Weise für die Menschen relevant zu werden; gerade KSA vermittelte im Rahmen der übergreifenden

„empirischen Wende“ in der Praktische Theologie wichtige Anstöße in Richtung auf eine Professionalisierung von Seelsorge und Pfarramt. Die Vision einer seelsorglichen Kirche zog damals viele in ihren Bann. Diese Befreiung haben wir, die Beteiligten, unmittelbar gespürt und mit großer Begeisterung darauf reagiert. Die nächste Generation hat dann natürlich viel deutlicher als wir selber die Schattenseiten dieser Befreiung gesehen: Die stellenweise überzogene und künstliche Sprache, Arbeitsformen, in denen die Gruppenleiter hinter einer professionellen Maske unerkennbar blieben, mangelnde Berücksichtigung institutioneller Gegebenheiten, zu wenig theologische Arbeit, zu wenig praxis pietatis, Konkurrenz und Rechthaberei zwischen den Sektionen in der DGFP usw.

All dies ist in den neunziger Jahren zur Sprache gekommen, wir haben versucht, die Kritik zu hören und aufzunehmen, es hat sich nach meinem Eindruck eine ganze Menge verändert. Mit diesen Veränderungen hat KSA nach wie vor einen grundlegenden emanzipatorischen Impetus, das ist ihre Stärke und ihr Charme! KSA repräsentiert ein offenes und methodisch variables Lernkonzept dar, in dem es primär um die Person des Seelsorgers / der Seelsorgerin in ihrer Bezogenheit auf den Auftrag, die Kommunikation des Evangeliums, geht.

Dieser emanzipatorische Impetus wird m.E. neu aktuell angesichts der jüngsten Generation von Theologiestudierenden, die sich wieder erstaunlich traditionell am Status quo von Kirche und Frömmigkeit orientieren – ich will versuchen, diese Freiheitsrichtung im Folgenden deutlicher herauszuarbeiten.

## 2. Die Anfänge der CPE in den USA

Der Beginn der Clinical-Pastoral-Education-Bewegung (CPE) in den USA ist auf einem ähnlichen strukturellen Hintergrund zu sehen wie später die Seelsorgebewegung in Deutschland.<sup>1</sup> Zu Beginn des Jahrhunderts war in den USA eine wachsende Unzufriedenheit mit der akademisch-theologischen Ausbildung zu beobachten (so wie sie in den 60er Jahren und auch jetzt wieder bei uns zu beobachten ist). Vor diesem Hintergrund schlug der Psychiater *Richard Cabot* 1925 ein klinisches Jahr für Theologiestudierende vor, ein Jahr, in dem es unter Supervision darum gehen sollte, „Theologie ans Krankenbett“ zu bringen. *Cabot* führte Fall-Konferenzen für Mediziner und Theologen ein, zum einen, um Diagnosen zu stellen und zu überprüfen, vor allem aber, um die Funktion einer Krankheit im Leben eines Patienten besser zu verstehen. Einer der Teilnehmenden an *Cabots* Fallkonferenzen war *Anton Theophilus Boisen* (1876–1965), der später als der eigentliche Vater der CPE bezeichnet wurde.

Lebenskrisen sind für *Boisen* (der selber mehrere psychiatrische Krisen durchmachte) Ausdruck einer Störung des bisherigen Lebensgleichgewichts; angesichts des gestörten Gleichgewichts muss ein Mensch neue Antworten finden auf die Frage „Wer bin ich?“, „Was trägt mein Leben?“, „Wozu bin ich auf der Welt?“, „Was soll aus mir werden?“ Wenn ein Mensch zu diesen Fragen angestoßen wird, können Krisen zukunftsgerichtet sein und ein kreatives Potential enthalten.

Das setzt voraus, dass man lernt, eine Krise, eine Krankheitssituation, zu verstehen: ein Gespräch mit anderen kann dabei hilfreich sein, weil man als Betroffener häufig viel zu sehr in sich selbst verstrickt ist, um noch Neues entdecken zu können. In diesem Zusammenhang hat *Boisen* den berühmt gewordenen Ausdruck geprägt, die Studenten müssten lernen, die „living human documents“ zu lesen, also die Menschen, mit denen sie zu tun haben, zu verstehen und als Quellen für ihren Glauben, für ihre Theologie zu betrachten. So ergibt sich eine doppelte Zielrichtung: Menschen in Krisen- oder Leidenssituationen lernen durch seelsorgliche Gespräche, ihr Leben neu zu sehen, und die Seelsorger und Seelsorgerinnen ihrerseits entdecken im Leben der Menschen eine religiös-theologische Tiefendimension, die wiederum ihr theologisches Verstehen bereichert.

*Boisen* wollte mit diesen Ideen die Methodik des Theologiestudiums verändern, aber keine Spezialausbildung für Seelsorge, geschweige denn für Krankenhausseelsorge schaffen. Neben dem Studium der historischen Texte aus Bibel und Kirchengeschichte sollte das Studium der „living human documents“ stehen – und in der Auseinandersetzung mit beiden entsteht theologische Identität, die sich sowohl der Offenbarungsgeschichte als auch der Gegenwart der Menschen verpflichtet weiß.

„Die Aufmerksamkeit verschiebt sich von der Vergangenheit zur Gegenwart, von Büchern zum Rohstoff des Lebens. Erfahrung wird nicht länger dem System angepasst, sondern das System der Erfahrung ... Wenn wir die menschliche Persönlichkeit in Gesundheit und Krankheit, im Glück und im Elend studieren, wenn wir geduldig und systematisch die Motiv-Kräfte und ihren Verlauf erforschen und die Gesetze, die sie regieren, formulieren, dann sind wir vielleicht in der Lage, die Grundlagen für eine neue Theologie zu legen.“<sup>2</sup>

1925 begann *Anton Boisen* mit 4 Theologiestudenten am Worcester State Hospital in Massachusetts, wo er selber Krankenhauspfarrer war, das erste Clinical Pastoral Training (CPT, später Clinical Pastoral Education, CPE). Zentrale methodische Elemente waren die

Die folgende Darstellung bezieht sich besonders auf E. Thornton, *Professional Education for Ministry*, Nashville 1979 und Ch. Hall, *Head and Heart: The Story of the Clinical Pastoral Education Movement*, 1992. *Boisen*, zitiert nach Hall 1992, 10.

Fallanalysen mit Hilfe von verbatim (wortgetreuen Aufzeichnungen des Seelsorgegesprächs), persönliche Supervision der Ausbildungskandidaten, und in allem der Versuch, die Psychodynamik sowohl der Auszubildenden als auch der Menschen, mit denen sie als Seelsorger und Seelsorgerinnen zu tun hatten, besser zu verstehen.

Dieses von *Paul Tillich, Carl Rogers* und *Kurt Lewin* inspirierte Modell ist zur Grundlage für die amerikanische Seelsorgeausbildung geworden.

Im Jahr 2001 formuliert die „Association for Clinical Pastoral Education (ACPE)“ folgende Ziele für das CPE:

„Clinical Pastoral Education ist interkonfessionelle Ausbildung für das Pfarramt. Es bringt Theologiestudierende und Pastoren / Pastorinnen in supervisierte Begegnungen mit Menschen in Krisensituationen. Aus der intensiven Begegnung mit Menschen in Notsituationen und durch das feedback der Peers und der Lehrenden entwickeln die Auszubildenden neue Wahrnehmung ihrer selbst und der Menschen, die sie begleiten. Aus der theologischen Reflexion der besonderen menschlichen Situationen gewinnen sie ein neues Verständnis des Pfarramtes. Aus der Erfahrung, mit einem interdisziplinären Team Menschen zu helfen, werden sie fähig, interpersonelle und interprofessionelle Beziehungen zu entwickeln.“<sup>3</sup>

Besonders bemerkenswert erscheint mir der Hinweis, dass CPE als interkonfessionelle Ausbildung für das Pfarramt insgesamt herausgestellt wird (das ist in den deutschen KSA-Standards nicht so klar!). Theologie ist an Kommunikation, an Beziehungen gebunden, durch sie vermittelt; insofern ist die Auseinandersetzung mit der eigenen Kommunikationsfähigkeit, mit den individuellen Stärken und Grenzen für alle Bereiche pfarramtlicher Tätigkeit von besonderer Wichtigkeit.

*C. Hall* hat das grundlegende Anliegen der CPE folgendermaßen zusammengefasst:

CPE ist „ein Versuch, die Botschaften des Kopfes und des Herzens zusammenzubringen. CPE entwickelte sich aus der Unzufriedenheit mit den intellektuellen Annahmen der systematischen Theologie, die von der religiösen Erfahrung abgetrennt waren, und aus dem Unbehagen mit einem Pfarramt, das auf dieser Trennung aufbaute ... Klinische Theologie ... verlangt Offenheit gegenüber den eigenen Gefühlen und derer, denen man als Pastor/Pastorin begegnet; es geht darum, die Bedeutung dieser Gefühle und ihre Beziehung zu theologischen Konzepten herauszufinden ... Nur

eine klinische Theologie, die einen dauernden Dialog zwischen Theorie und Erfahrung, Konzept und Gefühl führt, die offen ist gegenüber neuen Einsichten über Gott und die Menschen, ist eine geeignete Grundlage für die Seelsorge.“<sup>4</sup>

### 3. Die Seelsorgebewegung in Deutschland

Ich habe schon angedeutet, dass die Lage der Seelsorge in den 50er und 60er Jahren in Deutschland (und ich vermute, in anderen europäischen Ländern ebenso) ziemlich trostlos erschien: Seelsorge wurde immer weniger in Anspruch genommen und diejenigen, die sie ausübten, fühlten sich mehr oder weniger hilflos und überflüssig, weil die kerygmatisch orientierten Konzepte nicht mehr zur veränderten gesellschaftlichen und kirchlichen Lage passten. Vor allem die in der Krankenhauseselsorge Tätigen haben diesen Missstand zum Ausdruck gebracht und Reformen eingefordert. In dieser Situation erschienen die amerikanische Seelsorgebewegung, die *D. Stollberg, H. Chr. Piper, die Holländer H. Faber* und *W. Zijlstra* und viele andere nach Europa brachten, und die Wiederentdeckung der Psychoanalyse für die Theologie (*Scharfenberg* u.a.) als rettender Ausweg aus der Krise.

Drei fast gleichzeitig erscheinende Bücher bzw. ihre Autoren sind hier als wegweisend zu erinnern: *Joachim Scharfenberg* hat mit seiner Habilitationsschrift „Sigmund Freud und seine Religionskritik als Herausforderung für den christlichen Glauben“ (Göttingen 1968) herausgearbeitet, dass und wie die Freud'sche Psychoanalyse als eine hermeneutische, also an Sprache gebundene und auf Verstehen zielende Methode gesehen werden muss; als solche weist sie eine große Nähe zur christlichen Theologie auf, weil es der auch um Auslegung und Vermittlung von Sprache, der Sprache der biblischen Tradition geht.

*Dietrich Stollberg* hat mit seiner Dissertation „Therapeutische Seelsorge“ (Göttingen 1969) zum einen die amerikanische Seelsorgebewegung in Deutschland literarisch bekannt gemacht, zum anderen aber mit diesem Titel traditionsbildend gewirkt: Damit wurde ein neues Paradigma bezeichnet, eben die „therapeutische Seelsorge“, die sich an psychotherapeutischen Verfahren orientiert und den Anspruch stellt, die bisher vorherrschende „kerygmatische Seelsorge“ abzulösen.

Sehr breitenwirksam ist schließlich das Buch von *Faber/van der Schoot* „Praktikum des seelsorgerlichen Gesprächs“ (Göttingen 1968) geworden. Die Autoren haben in didaktisch geschickter Form (z.B. mit Hilfe von „Lückenprotokollen“, die dazu gedacht sind, die Lücken selber auszufüllen bzw. unter verschiedenen angebotenen Varianten zu wählen) die Gesprächspsychotherapie nach *C. Rogers* in Hol-

<sup>3</sup> The ACPE Directory 2001-2002. Decatur, Georgia.  
<sup>4</sup> Hall 1992, XV

land und Deutschland eingeführt; sie haben allerdings auch Rogers relativ einseitig rezipiert: Sie sprechen nur von der notwendigen Empathie und der positiven Wertschätzung des Klienten durch den Seelsorger / die Seelsorgerin. Die für Rogers zentrale dritte „Therapeutenvariable“, nämlich die Authentizität, die Echtheit (die Rogers übrigens in der Regel als erste nennt!), kommt bei den beiden holländischen Autoren nicht vor. Damit gerät Seelsorge vorrangig zu einer Gesprächstechnik („Spiegeln“), die nicht wirklich in die Persönlichkeit des Seelsorgers / der Seelsorgerin eingebettet erscheint. Mit den Folgen dieser Einseitigkeit, dieses Missverständnisses haben wir in der Seelsorgeausbildung immer wieder zu kämpfen.

Mit der amerikanischen Seelsorgeausbildung und der Wiederentdeckung der Psychoanalyse entstand nun auch in Deutschland eine erfahrungsbezogene und erlernbare Möglichkeit, um sowohl eine seelsorgliche, in der ganzen Person verankerte Haltung einzuüben, als auch methodisch-technische Kenntnisse der Gesprächsführung zu erwerben. Eine individuell geprägte seelsorgliche Haltung zu finden und einzuüben, stand und steht dabei m.E. eindeutig im Vordergrund: Seelsorge, wie überhaupt Kommunikation mit anderen Menschen, geschieht nie nur mit Hilfe einiger kommunikativer Techniken und Tricks, sondern zielt immer auf eine Begegnung zweier Menschen, die füreinander – in Grenzen – transparent werden. Um diese von Rogers als Authentizität bezeichnete Haltung zu finden, ist intensive Selbsterfahrung notwendig: Selbsterfahrungsgruppen und Fallbesprechungsgruppen, in der die Beziehungsdynamik der Gesprächspartner im Vordergrund steht, bilden deswegen das Herzstück der KSA. Immer wieder geht es um die Person des Seelsorgers / der Seelsorgerin, um die Auseinandersetzung mit der eigenen Biographie, um das Bewusstmachen der eigenen Schattenproblematik, der Übertragungsneigungen und Abwehrmechanismen, um die kommunikativen Stärken und Schwächen und ihre Auswirkungen auf die Interaktion nicht nur in der Seelsorge, sondern auch in Predigt und Unterricht, in Gruppen- und Gremienleitung.

CPE/KSA stellt ein Organisationsmodell für diesen Lernprozess zur Verfügung. Das Stichwort „Organisationsmodell“ beinhaltet, dass für die Fortbildungsarbeit durchaus unterschiedliche Methoden herangezogen werden können. Zunächst haben psychoanalytische Grundannahmen eine wichtige Rolle gespielt, d.h. man rechnet damit, dass alles Verhalten von unbewussten, in der Regel biographisch geprägten Erfahrungen bestimmt ist; das Ziel ist, darüber so viel Bewusstheit wie möglich zu erzielen nach dem Diktum Freuds: Wo ES war, soll ICH werden, um nicht dem unbewussten Wiederholungszwang ausgeliefert zu sein. Im

Laufe der Jahre sind gestalttherapeutische und psychodramatische Zugänge hinzugekommen: Während die Psychoanalyse eher distanziert deutet, regen Gestalttherapie und Psychodrama zur direkten Begegnung zwischen Ausbildern und Auszubildenden an. Die Rolle des Körpers und die Bedeutung der nonverbalen Dimensionen jeder Kommunikation wird stärker einbezogen, nicht zuletzt auch durch Verfahren aus der Körperpsychotherapie (hier in Stuttgart hat Klaus Teufel einen deutlichen Akzent bei der KBT, der Konzentrativen Bewegungstherapie, gesetzt). Neue Ansätze aus der Seelsorgetheorie wie feministische Seelsorge oder interkulturelle Seelsorge können in diesem Organisationsmodell problemlos aufgegriffen werden. Seit einigen Jahren ist das Bewusstsein dafür gewachsen, dass individuell fokussierte Arbeit auch sensibel sein muss für die sozialen und ökologischen Vernetzungen, in denen wir leben: Vernetzungen mit der Familie, mit beruflichen Institutionen, in denen wir arbeiten, mit der gesellschaftlichen Umwelt und dem Ökosystem als ganzem. Ansätze aus der systemischen Therapie gewinnen deswegen zunehmend an Bedeutung.

In Deutschland hat es dann auch eine Reihe von organisatorischen Veränderungen der amerikanischen CPE gegeben:

Die klassische Kursform in den USA war und ist der 12-wöchige Ausbildungskurs. Die Auswahl von 12 Wochen ist zunächst pragmatischer Natur: Sie passen gerade in die Sommersemesterferien. Und da alle großen Kirchen in den USA die Teilnahme an einem 12-wöchigen CPE-Kurs vor dem theologischen Examen verlangen, spielt eine solche pragmatische Erwägung natürlich eine wichtige Rolle. Dahinter steht die weitergehende Überlegung: Es soll sich um einen Zeitraum handeln, der es ermöglicht, sinnvoll und längerfristig an sich selbst zu arbeiten, in dem ein intensiver personbezogener Lernprozess in Gang kommen kann, und in dem man in einem neuen Arbeitsfeld die Rolle als Krankenhausseelsorger ausüben und ausprobieren kann. Denn das gehört ja unabdingbar zum KSA-Grundmodell: Dass man neue berufliche Erfahrungen sammelt und entsprechend auswertet.

In den 70er Jahren haben wir in D. zunächst auch diese 12-Wochen-Kurse angeboten; Ende der 70er Jahre begann dann die Aufteilung in zwei mal sechs Wochen und danach in alle möglichen Unterteilungen (3 x 2, 6 x 1 Woche, regelmäßige einzelne Tage über einen längeren Zeitraum hinweg mit je einer Einführungs- und einer Schlusswoche etc.).

Die veränderte Zeitstruktur hat zwei wichtige Konsequenzen: Zum einen ist es innerhalb der kürzeren Zeiträume nicht mehr sinnvoll möglich, in einem fremden Praxisfeld zu arbeiten; man bringt also Praxisberichte aus dem eigenen Praxisfeld, in dem jemand sowieso schon

tätig ist, mit. Der Vorteil dieser veränderten Struktur besteht sicher darin, dass die Seelsorgeausbildung näher an die eigene Berufspraxis heranrückt: Diese Praxis ist jetzt Gegenstand von Fallbesprechungen und Supervisionen. Einen Nachteil sehe ich darin, dass man eben kein neues Praxisfeld mehr kennen lernt, dass man nicht mehr die Chance hat, irgendwo anders sich noch einmal neu einzuarbeiten und auszuprobieren.

Durch die veränderte Zeitstruktur verändert sich auch der Lernprozess: Es handelt sich nicht mehr um einen auf drei Monate begrenzten, laboratoriumsartigen, sehr intensiven Gruppenprozess, sondern um ein Lernen, das sich über ein bis eineinhalb Jahre erstreckt, immer wieder durch das Zurückgehen in die eigene Berufspraxis und den eigenen privaten Lebenskontext unterbrochen wird. Im Bild gesprochen: In 12 oder 6 Wochen am Stück wird die Mahlzeit kurz und intensiv zum Kochen gebracht, im fraktionierten Modell wird das Essen erhitzt, kühlt wieder ab, wird erneut heiß gemacht usw.

Zur Beurteilung dieser Veränderungen ist zu sagen: Beide Kursformen sind schwer vergleichbar; wir haben keine empirisch begründeten Antworten auf die Frage, welche von beiden effektiver ist. Hier wäre dringend Feldforschung notwendig – wie überhaupt, im Gefolge der Wirksamkeitsforschung in der Psychotherapie. Forschung über die Wirksamkeit von Seelsorge und Seelsorgeausbildung wünschenswert wäre.

Vielleicht kann man immerhin Folgendes sagen: In einem längeren fraktionierten Lernprozess können sich neue Verhaltensweisen tiefer einschleifen und der Bezug zur eigenen beruflichen und privaten Lebenswirklichkeit ist u.U. besser gewährleistet; andererseits eröffnet die unterbrochene Lernform auch mehr Möglichkeiten, unangenehme Themen auszuweichen, fällige Auseinandersetzungen abzuwehren und dem Widerstand Raum zu geben. Lernen oder Veränderungen braucht fast immer einen gewissen heilsamen Leidensdruck; der kann in einem fraktionierten Kurs leichter unterlaufen werden als in einem Kurs am Stück. Darauf sollten die Leitungspersonen besonders achten.

#### 4. Bleibende Errungenschaften der KSA

Unabhängig von diesen Veränderungen haben sich eine Reihe von Einsichten und Methoden als charakteristisch für die KSA bewährt; sie bleiben wichtig gerade auch angesichts der gesellschaftlichen und kirchlichen Veränderungen der letzten Jahrzehnte, sie bleiben ein Teil der Befreiungsgeschichte der KSA:

- *Learning by doing*: Man lernt in der KSA, indem man neuen beruflichen Situationen ausgesetzt wird und diese durcharbeitet,

reflektiert und zuordnet. Das Praxisfeld „Krankenhaus“ hat sich bewährt, weil man hier besonders dicht und intensiv menschlichen Krisensituationen ausgesetzt wird. Aber natürlich kann auch die Gemeinde oder eine andere Institution Praxisfeld sein. Theorie ist in diesem Lernen wichtig, aber sie ist nachgängig. Man lernt, indem man in den unterschiedlichen Interaktionszusammenhängen dauernd feedback bekommt auf das eigene persönliche und methodische Verhalten und indem man es im Nachhinein theoretisch zu durchdringen und zuzuordnen lernt. Was man heute „training on the job“ nennt, ist ein altes Prinzip der Seelsorgeausbildung.

- Lernen wird *personbezogen* (die biographischen Wurzeln prägen auch das spätere Lernverhalten entscheidend mit: *Was ich lerne und wie ich lerne* hängt immer auch von meinen Vorerfahrungen ab. Dieser Zusammenhang wird ausdrücklich zum Thema gemacht, weil dadurch bisher unbewusste Lernhindernisse oder Lernchancen offen gelegt werden können.), *erfahrungsbezogen* (ich lerne an dem, was mir begegnet oder widerfährt; im Durcharbeiten gewinnt der Seelsorger / die Seelsorgerin Einsichten über sich selbst und zieht zugleich generalisierende Schlussfolgerungen über die Beziehungsdynamik sowie das Verhalten des Gegenüber) und *prozessbezogen* (es gibt kein festes Lernschema, keine unveränderlichen Lernsequenzen, sondern der Lernprozess richtet sich an den konkreten, sich immer wieder verändernden Gegebenheiten der beteiligten Einzelnen, der Gruppe und der sozialen Situation aus).

- Das Lernen in der KSA ist *subjektorientiert*. Der/die Einzelne mit der unverwechselbaren Biographie, den spezifischen Stärken und Schwächen steht im Zentrum der Aufmerksamkeit. Personale Kompetenz, Ich-Stärkung, Kommunikations- und Konfliktfähigkeit sollen erarbeitet werden. Ein „persönlichkeitsspezifisches Credo“ (K. Winkler) und ein persönlichkeitspezifischer Seelsorgestil sind zu erarbeiten – und nicht eine Gesprächstechnik, die für alle und überall gültig wäre. Diese Subjektorientierung der KSA kann man auch als eine neue Form der Persönlichkeitsbildung auffassen: Sie verfolgt das Ziel, Bedingungen bereit zu stellen, in denen die Einzelnen ihre Potentiale im Blick auf ihre Aufgabe in der Seelsorge, im Pfarramt entfalten und sich von falschen Anpassungen (Erwartungen der Eltern, der Gemeinde etc.) befreien können.

- Lernen in der KSA geschieht *unter Einbeziehung des theologischen Themas* – ein Aspekt, den wir in den 70er Jahren, als wir mit der Abgrenzung von der theologischen Elterngeneration und deren kerygmatischer Seelsorge

beschäftigt waren, sicherlich vernachlässigt haben, der aber inzwischen recht selbstverständlich dazu gehört<sup>6</sup>. Religion als Frage nach dem möglichen Sinn und Ziel des Lebens, nach dem, was Menschen glauben und hoffen dürfen, ist eine Dimension in allem, was wir erleben und tun; Spiritualität als Wahrnehmung einer transzendentalen Tiefendimension des Lebens begleitet uns in allem, was wir tun und lassen – von daher ist es naheliegend, sich zum einen um angemessene Ausdrucksformen für Spiritualität, für Glaube und Frömmigkeit im Lernprozess als ganzem zu kümmern (dazu dienen Andachten, Bibelgespräche, bibliodramatische Arbeit) etc., zum anderen aber auch eben dies zu reflektieren, indem man beispielsweise in einer Lernsituation in der Gruppe fragt „Was ist eigentlich gerade das theologische Thema?“ oder: „Welche biblische Geschichte fällt euch als Bild für diese Situation im Seelsorgebesuch ein?“ Vollzug und Reflexion des Vollzuges sind zwei Weisen, mit dem religiösen Thema umzugehen; sie schließen sich nicht aus, sondern bereichern einander, sind aber in zu unterscheidende Kontexte einzuordnen (Deswegen gehören Gebet oder Meditation in aller Regel nicht in die Supervision).

Es versteht sich, dass das theologische Denken und Arbeiten von diesem Ansatz her erfahrungsbezogen geschieht. Ein Beispiel: Die in seelsorglichen Situationen häufig wiederkehrende Theodizee-Frage („Warum lässt Gott das zu?“, „Warum muss ich leiden?“ etc.) lässt sich vielleicht systematisch-theologisch allgemein beantworten; aber was systematisch-theologisch richtig ist, muss in einer seelsorglichen Situation noch lange nicht angemessen sein. Deswegen: die seelsorgliche Antwort muss aus der Begegnung, aus der spezifischen Situation der Gesprächspartner erwachsen. Diese Art des Umgangs mit theologischen Fragestellungen hat dann auch nicht zu unterschätzende Konsequenzen für Predigt und Unterricht. Ich möchte behaupten, dass man an einer Predigt erkennt, ob jemand intensiv Seelsorge betreibt oder nicht.

- Lernen geschieht *unter Berücksichtigung der jeweiligen sozialen und institutionellen Umwelt*. Systemische Therapie (und vorher schon die TZ!) hat uns auf individualisierende und damit vereinfachende Engführungen aufmerksam gemacht: Die Wahrnehmung meiner selbst ist immer eingebunden in die Wahrnehmung der umgebenden Systeme. Jeder einzelne Mensch trägt sein Familiensystem mit sich herum und zwar nicht, wie die klassische Psychoanalyse meinte, in einer linear-kausalen Weise („der früher abwesende Vater ist schuld daran, dass ich jetzt immer noch keine stabilen Beziehungen auf-

bauen kann“), sondern in einer viel komplexeren, in der systemischen Therapie als „zirkuläre Kausalität“ bezeichneten Weise: Danach ist der abwesende Vater ein Steinchen im großen Mosaik der verschiedenen Einflussfaktoren, die mein gegenwärtiges Leben prägen und deren Auswahl und Akzentuierung ich aktiv mit beeinflussen kann. Prägende biographische Faktoren und individuelle Verantwortung schließen einander nicht aus, sondern stehen in einem spannungsreichen Verhältnis zueinander. Darüber hinaus bedeutet die systemische Perspektive in der Seelsorge: Beim seelsorglichen Hausbesuch sollte ich aufmerksam sein darauf, wie das häusliche Milieu, die berufliche Situation und die Familienstruktur die Personen und das Gespräch mit prägen, beim Besuch im Krankenhaus sollte ich eine Vorstellung haben davon, wie die Institution Krankenhaus funktioniert und den Kranken bestimmte Rollenzumutungen anträgt, die ihr Befinden in der Situation der Krankheit nachhaltig beeinflussen. Im Pfarramt insgesamt sollte ich wahrnehmen, wie die gesellschaftliche Situation (die „Großwetterlage“ [E. Lange] und die Lage vor Ort), das Alltagsleben der Menschen bestimmen usw.

- Eins der wichtigsten methodischen Elemente der KSA, um den erwählten Person-, Erfahrungs- und Prozessbezug zu erreichen, ist die *gruppendynamische Arbeit*. Gruppendynamik macht die Interaktion der Gruppenmitglieder zum Thema und zielt darauf ab, die einzelnen zu stärken, ihr individuelles Potential herauszulocken, ihre Selbst- und Fremdwahrnehmung, ihre Kommunikationsfähigkeit zu verbessern; vor allem aber geht es darum – und das erscheint mir als der eigentliche politische Kern der Gruppendynamik – die Beteiligten in ihrer Fähigkeit zu stärken, selbstständig zu denken, zu fühlen, zu glauben und zu handeln und sich eben nicht in den Sog dessen, was „alle“ denken und tun, hineinziehen zu lassen. Die von Außenstehenden immer wieder karikierte Frage in der Gruppenarbeit „Wie fühlst du dich?“, „Was empfindest du gerade?“ beabsichtigt, Unterscheidungen einzuüben: Ich fühle mich jetzt anders als vor zwei Stunden; ich empfinde anders als es mein Vater von mir erwartete, und noch einmal anders als die Nachbarin, die neben mir in der Gruppe sitzt. Mündigkeit und Selbstverantwortung, Einstehen für die eigene Überzeugung und das eigene unverwechselbare Gefühl, für das persönliche so und nicht anders Sein – angesichts vielfältiger Erwartungen, sich doch anzupassen, um des lieben Friedens willen doch lieber den Konflikt zu vergessen und den angenehmen Kompromiss zu suchen. Mündigkeit und Unabhängigkeit setzt voraus, dass man die Unterschiede überhaupt erst einmal wahr-

<sup>6</sup> Besonders eindringlich hat Matthias Kröger schon 1973 auf die Bedeutung des theologischen Themas hingewiesen in seinem Buch „Themenzentrierte Seelsorge“, Stuttgart/Berlin 1973.

nimmt, sie spürt und empfindet und dann in einem zweiten Schritt den Mut aufbringt, sich zu diesen Unterschieden zu bekennen und den evtl. daraus resultierenden Konflikt auszutragen – und dabei gleichzeitig in Kontakt und Austausch mit den anderen zu bleiben. Gruppendynamische Arbeit übt Unterscheidung und Differenzwahrnehmung in Bezogenheit ein; nichts anderes meint das Stichwort von der Stärkung der Fähigkeit zur Selbst- und Fremdwahrnehmung.<sup>6</sup>

So beschriebene personbezogene Lernprozesse brauchen allemal Zeit. Denn persönliches Wachstum, die Auseinandersetzung mit der eigenen Biographie, das Einüben veränderter Verhaltensweisen gelingt, wenn überhaupt, nur langsam und in einem geschützten Rahmen. Die gegenwärtige Tendenz, aus Kostengründen auch die Fortbildungszeiträume zu verkürzen, erscheint aus dieser Sicht nicht zukunftsweisend. Andererseits müssen wir in der KSA deutlicher und differenzierter transparent machen, was in einer vergleichsweise so langen Fortbildungszeit von sechs Wochen geschieht, indem wir zumindest die Ausbildungsinhalte benennen und ihre Umsetzung nach außen hin aufweisen.

##### 5. Das Zukunftspotential der Klinischen Seelsorgeausbildung

Die Seelsorgebewegung in dem von mir gezeichneten Sinn ist nicht mehr das dominante Paradigma in der Seelsorge in Deutschland. Es ist auch nicht durch ein anderes ersetzt worden, sondern die Seelsorge hat sich, wie viele andere Handlungsbereiche in der Gesellschaft und in der Kirche, ausdifferenziert und in ungeahnter Weise pluralisiert. „Seelsorge im Plural“ heißt ein 1999 von U. Pohl-Patalong herausgegebener Band, in dem eine ganze Reihe unterschiedlicher neuer Seelsorgeakzente vorgestellt werden.<sup>7</sup> Das bedeutet: Auch KSA muss sich gegenüber anderen Ansätzen und Fortbildungsmodellen behaupten und bewähren; sie muss ihre Effizienz nachweisen. Ich will auf drei Punkte verweisen, die mir, in Verbindung mit den oben genannten, zukunftssträchtig und auch weiterhin Maßstäbe setzend erscheinen:

1. In der gegenwärtigen Krise der Kirche werden viele Stellen gestrichen sowie Gemeindebezirke und Institutionen zusammengelegt mit dem Ziel, durch Synergieeffekte Einsparungen zu erzielen. So notwendig und nachvollziehbar solche Schritte unter betriebswirtschaftlichen Aspekten erscheinen, so macht KSA, macht Pastoralpsychologie auf eine Grundbedingung pastoraler Arbeit aufmerksam, die wir durch solche Sparmaßnahmen in Gefahr bringen: Die Tätigkeit im Pfarramt ist und bleibt vor-

wiegend Beziehungsarbeit. Was immer ein Pfarrer / eine Pfarrerin tun, ob sie predigen, unterrichten, seelsorgliche Gespräche führen, eine Bibelgespräch anbieten, eine Beerdigung durchführen – das Entscheidende ist fast immer, dass sie in Kontakt kommen mit den Menschen. Kontakt meint Fühlungnahme, innere und äußere Berührung, ein Geschehen, in dem etwas hin und her geht zwischen zwei Menschen. Damit ist die personale Kompetenz, die Kommunikationsfähigkeit des Pastors / der Pastorin gefragt: Die eigene Persönlichkeit, einschließlich der eigenen Glaubenseinstellung muss ansatzweise transparent werden und der Kommunikation des Evangeliums ein gewisses Maß an Glaubwürdigkeit verleihen. Dieser subjektive Faktor ist wichtig geworden in dem Maß, in dem das Amt und die Institution Kirche in der pluralisierten Gesellschaft nicht mehr selbstverständliche Autorität und Ansehen genießen; das Pfarramt muss durch ein persönlich authentisches und kommunikatives Auftreten der einzelnen Repräsentanten legitimiert werden.<sup>8</sup>

Der subjektive Faktor bleibt unverzichtbar, er bildet keine Alternative zur „Sache“, zur Kommunikation des Evangeliums, sondern ist dessen Medium: Alles, was Pfarrer und Pfarrerrinnen oder kirchliche Mitarbeiterinnen tun, geht durch ihre Person hindurch, wird durch die Person gefärbt und gestaltet.

Isolde Karle hat sich in ihrer Professions- theorie des Pfarramtes kritisch von der pastoralpsychologischen Ausrichtung der Seelsorgeausbildung und auch vieler Predigerseminare abgesetzt und damit m.E., wie das so oft in solchen Auseinandersetzungen geschieht, das Kind mit dem Bade ausgeschüttet. Pfarrer und Pfarrerrinnen „werden dazu gezwungen, die Ressourcen für ihren Beruf primär in sich selbst zu suchen, statt auf theoretisch reflektierte, praktisch bewährte und beruflich orientierende ‚Kunstregeln‘ für den Berufsalltag zurückgreifen zu können.“<sup>9</sup> Stattdessen stellt, so Karle, eine Profession notwendige Zumutungen an die Professionsinhaber (Verschwiegenheit, Erreichbarkeit, Präsenz am Ort, ein hohes Berufsethos, keine Trennung von Arbeit und Freizeit etc.), die wiederum durch soziales Ansehen und gutes Gehalt aufgewogen werden sollten. Die Tugenden eines professionellen Verhaltens charakterisiert Karle dann als Verschwiegenheit, Höflichkeit, Takt und gutes Benehmen. Das sind in der Tat unverzichtbare Grundlagen in der Führung des Pfarramtes. Als bestimmende Kennzeichen der Pfarramtsführung erscheinen sie mir jedoch entschieden zu wenig. Höflichkeit und Takt rechne ich den zudeckenden Verhaltensweisen zu, Störungen, Unklarheiten

<sup>6</sup> Kirchenleitungen haben in den 70er Jahren gruppendynamische Fortbildungen nicht geschätzt, weil sie schnell merkten, dass die Teilnehmenden selbstständiger und kritischer wurden, klarer ihre eigenen Interessen vertreten konnten. Ich wage nicht zu beurteilen, wie gruppendynamische Arbeit heute von kirchlichen Leitungsgremien eingeschätzt wird.

<sup>7</sup> Vgl. auch Doris Nauer, *Seelsorgekonzepte im Widerstreit*, Stuttgart / Berlin 2001. Die Ausdifferenzierungen, die Nauer vornimmt, erscheinen mir allerdings an vielen Stellen wenig plausibel und weiterführende. Vgl. dazu auch Michael Klessmann, *Gesamtentwürfe und interkulturelle Perspektiven der Seelsorge*. Ein Literaturbericht. PTh 92 (2003), 130f.

<sup>8</sup> Vgl. Michael Klessmann, *Pfarrbilder im Wandel. Ein Beruf im Umbruch*, Neukirchen 2001.

<sup>9</sup> Isolde Karle, *Der Pfarrberuf als Profession*, Gütersloh 2001, 13.

werden taktvoll übergangen („taktvoll ist, wer Störungen vermeidet oder ignoriert“<sup>10</sup>) – das ist im alltäglichen sozialen Miteinander sicher sinnvoll, um Interaktionen vorhersehbar zu machen und Vertrauen aufzubauen. In der Seelsorge, will sie denn etwas bewirken, muss man m.E. entschieden einen Schritt weiter gehen und den Mut und die Sensibilität haben, Schwierigkeiten gerade aufzudecken, das zur Sprache zu bringen, was sonst im alltäglichen Gespräch eben nicht gesagt wird, endlich einmal keinen Bogen um die schmerzlichen Lebensthemen zu machen („Störungen haben Vorrang“ heißt es in der TZ!). Dazu bedarf es einer zusätzlichen personalen oder kommunikativen Kompetenz, die über die „Alltagskompetenz“ (Hauschildt) hinausgeht, und etwa in der KSA grundgelegt werden kann.

Noch einmal: Person und Sache, die Kommunikation des Evangeliums, sind nicht auseinander zu dividieren, sondern gehören untrennbar zusammen: Das Verstehen eines biblischen Textes, Predigt, Unterricht, Seelsorge – alles geht durch die Person hindurch und erhält dadurch seinen unverwechselbaren Charakter. Diesen Zusammenhang bewusst zu machen und auf seine Sachgemäßheit zu befragen, darum geht es.

Auch der gegenwärtige Boom der Managementfortbildungen in der Kirche suggeriert auf den ersten Blick, als ob es vorrangig auf ein Erlernen von Führungs- und Managementtechniken ankäme. Dieser Eindruck lässt sich aber schnell als falsch entlarven: Wer eine Leitungsfunktion ausübt – alle Pfarrer und Pfarrfrauen haben die Funktion der Gemeindeleitung – macht bald die Erfahrung, in welchem Ausmaß die eigene Leitungsfähigkeit wiederum von der Kommunikations- und Kontaktfähigkeit abhängt. Leitung kann ja nicht mehr autoritativ von oben nach unten geschehen, Leitung zeichnet sich vielmehr aus durch die Fähigkeit, andere zu motivieren, Aufgaben zu delegieren und mit den Beteiligten über Sinn und Ziel der anstehenden Aufgaben in Kommunikation zu bleiben. Management ohne glaubwürdige personale oder kommunikative Kompetenz hängt in der Luft, erweist sich als hohl.

Der Professionsansatz sowie die Attraktivität der Managementfortbildungen sind *auch* als Antwort auf die Skepsis und die Ängste gegenüber einer personbezogenen Seelsorgeausbildung wie KSA zu sehen. Jürgen Ziemer hat darauf hingewiesen, dass die Bereitschaft junger Menschen, sich hinterfragen zu lassen, angesichts wachsender Konkurrenz und verunsichernder Pluralisierung abnimmt, Verletzungs- und Kränkungsängste dagegen zunehmen.<sup>11</sup> Solchen Ängsten ist im Vorfeld nur zu

begegnen, indem man auf die Einsicht verweist: Wer mit anderen Menschen arbeiten will, muss zuvor und zugleich an sich selbst arbeiten!!

Diese Erkenntnis erscheint mir unverzichtbar und ohne Alternative. Gleichzeitig ist im Prozess der Fortbildung darauf zu achten, dass ein Rahmen von Vertrauen und Verlässlichkeit in der Lerngruppe entsteht, der wiederum die Voraussetzung für alle Lernschritte darstellt.

KSA erscheint mir als ein sehr geeignetes Werkzeug, um diese Verknüpfung von Person und Sachaufgabe einzuüben: Persönlichkeitsentwicklung im Blick auf die Kommunikation des Evangeliums speziell in der Seelsorge, aber auch darüber hinaus, auch im Blick auf die Leitungsaufgaben in der Gemeinde – darum geht es in der KSA.

2. Die Seelsorgebewegung hat einen m.E. unverzichtbaren Maßstab in die Diskussion eingeführt: Sie hat die Seelsorge und andere Tätigkeiten an Hand von Verbatims und Fallberichten überprüfbar gemacht und damit Ansätze einer empirischen Qualitätskontrolle eingeführt, wie sie zzt. an vielen Orten gefordert wird. Seelsorge und Pfarramtsführung insgesamt sind zu verantwortungsvolle Tätigkeiten, als dass man sie dem subjektiven Belieben und den mehr oder weniger zufälligen Fähigkeiten und Begrenzungen der Pfarramtinhaber überlassen sollte. Die ungezählten Verbatims, die geschrieben, bearbeitet und auch veröffentlicht worden sind, dienen dazu, ein sehr intimes und privates Geschehen bis zu einem gewissen Grad transparent und nachvollziehbar zu machen. Methodische Kriterien der Gesprächsführung aus der Gesprächspsychotherapie nach Rogers und der Psychoanalyse sind dazu herangezogen worden. Dieser Ansatz, den eigenen theoretischen Ansatz auch in der Praxis transparent zu machen, erscheint mir ganz unverzichtbar und ethisch geboten.

Wenn nun in der Gegenwart eine stärkere theologische Ausrichtung der Seelsorge gefordert wird, so sollten sich die Autoren m.E. ebenfalls diesem methodischen Anspruch stellen, d.h. man sollte in Form von Gesprächsprotokollen nachweisen, wie denn eine solche Akzentverlagerung der Seelsorge konkret aussehen kann. Manfred Josuttis etwa grenzt sich inzwischen energisch von der Seelsorgebewegung und ihrer pastoralpsychologischen Ausrichtung ab und entwickelt eine „transpsychologische Seelsorge“, die er als „übermenschliche Haltung“, als „Kampfgeschehen“ und als „pneumatisches Geschehen“ definiert.<sup>12</sup> Es wäre wünschenswert, dass er Gesprächsprotokolle oder Fallberichte veröffentlicht, um einmal zu zeigen, wie denn eine solche als „Konversion“ verstandene Seelsorge aussehen kann. Oder: Die berechnete Forderung, die Bibel, ihre Texte und Bilder, wieder stärker ins Seelsorge-

<sup>10</sup> Karte, *Profession*, 119.

<sup>11</sup> Jürgen Ziemer, *Pastoralpsychologische Seelsorgeausbildung im Kontext des Wandels von Kirche und Gesellschaft*. PTh 92 (2003), 87.

<sup>12</sup> Manfred Josuttis, *Segenkräfte. Potentiale einer energetischen Seelsorge*. Gütersloh 2000, 29 f.



gespräch einzubringen, sollte damit untermauert werden, dass gezeigt wird, wie das konkret geschehen und was damit für das Selbstverständnis des anderen Menschen bewirkt werden kann. Peter Bukowski gibt dazu erste Anregungen,<sup>13</sup> die mich aber nur begrenzt überzeugen: Hier wäre noch eine Menge an weitergehender Arbeit notwendig (z. B. an Hand der Frage: Wie kann eine solche vertiefende Deutung eingebracht werden, ohne dass der Kontakt zwischen den Gesprächspartnern abreißt?).

Mir erscheint es in diesem Zusammenhang wichtig deutlich zu machen, dass diese neuen Impulse zur stärkeren theologischen Ausrichtung der Seelsorge, so berechtigt sie sind, nicht einem letztlich apologetischen Interesse, also dem Interesse, das eigene Selbstbild zu verteidigen, entspringen dürfen. Es geht doch darum, die Seelsorge so zu gestalten, dass sie den Betroffenen für ihre Lebens- und Glaubensgestaltung hilfreich ist – unbeschadet des Hinweises, dass letztlich nicht wir, sondern der heilige Geist über die Wirksamkeit der Seelsorge entscheidet.

3. KSA befördert eine seelsorgliche Kirche, indem sie Menschen für die Seelsorge qualifiziert – diese Zielvorstellung erscheint mir angesichts der Krisensituation der Kirche besonders wichtig.

Dietrich Stollberg hat mit dem Buchtitel „Wahrnehmen und Annehmen“ eine m. E. unverändert gültige Charakterisierung nicht nur der Seelsorge, sondern auch einer seelsorglich ausgerichteten Kirche gegeben: Der erste Schritt besteht darin, dass Menschen in der Gemeinde einander genau und differenziert in ihrer Einzigartigkeit und Eigentümlichkeit wahrnehmen. Menschen wollen als unverwechselbar gesehen und erkannt werden; deswegen ist der Blickkontakt im Gespräch, in der Predigt, im Unterricht unverzichtbar. Wenn ich angesehen werde, weiß ich, dass ich gemeint bin und wie ich gemeint bin (ob liebevoll-wertschätzend oder kritisch-ablehnend). Das beginnt in der frühesten Kindheit, wenn der „Glanz in den Augen der Mutter“, wie es Heinz Kohut genannt hat, dem Kind verdeutlicht: Du bist geliebt, du bist willkommen, unabhängig davon, wie du bist und was du machst.

Die Betonung der Wahrnehmung ist wichtig, um die Differenzen nicht zu verschleiern: Wir sind in der Gemeinde eine Versammlung der Verschiedenen. Die theologische Definition von Kirche oder Gemeinde als *communio sanctorum* bedeutet ja gerade nicht, dass wir aus uns selbst heraus heilig, d. h. gut und fromm wären, sondern dass wir, als die Sünder, die wir sind, von Gott geheiligt und gewürdigt werden. Dann brauchen wir unsere Verschiedenheiten nicht harmonisierend zu verstecken und schön zu reden (wie das in der Kirche leider immer wieder geschieht), sondern können ler-

nen, sie wahrzunehmen und zur Geltung zu bringen. Aus unseren Verschiedenheiten ergeben sich Anregungen und Bereicherungen, aber natürlich auch Interessensgegensätze, Konflikte und Spannungen. Erst durch unsere Unterschiede wird das Leben reizvoll und lebenswert.

Der zweite Schritt, das Annehmen, wird durch das Wahrnehmen erschwert; denn jetzt geht es darum, gerade das Anderssein der anderen Menschen anzunehmen, gelten zu lassen und zu würdigen. Das Annehmen muss sich angesichts der Verschiedenheiten bewähren, sonst ist es bloß ein harmonisierendes Unter-den-Teppich-Kehren, das zu Langeweile, zum Absterben von Lebendigkeit führt. Wahrnehmung von Differenzen erfordert Toleranz gegenüber Differenzen und dann, weitergehend, die Bereitschaft und hoffentlich die Fähigkeit, sich auf Konflikte einzulassen und an einer konstruktiven Lösung zu arbeiten. Gemeinschaft wächst, wenn man Differenzen wahrnimmt und durcharbeitet, nicht, indem man sie vermeidet!

Eine solche seelsorgliche Grundhaltung, die den Anderen / die Andere genau wahrzunehmen und anzunehmen sucht (das gelingt uns immer nur begrenzt und bruchstückhaft!), ist ein Abglanz der Wahrnehmung und der vollkommenen Annahme durch Gott, wie wir sie beispielsweise im aaronitischen Segen („der Herr lasse sein Angesicht leuchten über dir“) in jedem Gottesdienst heraufbeschwören. Eine solche Annahme ist nicht an Bedingungen geknüpft („erst musst du dich ändern, dann bist du annehmbar“); Andersherum wird ein Schuh daraus: Wer sich als angenommen erlebt, kann sich möglicherweise verändern. Aus dem „du musst ...“ wird ein „du darfst ...“. Das „du darfst ...“ ermöglicht ein Durchatmen; ich kann die Anstrengung, mich selbst zu verwirklichen, loslassen und Freiheit erleben.

Und diese Annahme geschieht absichtslos, d. h. sie zielt nicht darauf ab, den/die Andere an die Gemeinde zu binden oder ein bestimmtes Wohlverhalten als Folge zu erwarten.

In der Lerngruppe eines KSA-Kurses wird eine solche annehmende Haltung eingeübt: Wer selber erfährt, wie wohltuend und befreiend es ist, angenommen zu werden, lernt auch, eine solche Haltung gegenüber anderen einzunehmen. Die Gemeinschaft, die sich hier im Lauf der Zeit bildet durch die unvermeidlichen Auseinandersetzungen und deren Bearbeitung hindurch, gewinnt einen annehmenden Charakter und wird deshalb immer wieder als bereichernd und beglückend erlebt.

Da entsteht die Keimzelle einer seelsorglichen Kirche, die ansatzweise das abbildet und erfahrbar werden lässt, was wir verkündigen: Die Güte Gottes, die alle morgen neu ist und uns unverdient leben lässt.

Anschrift des Verfassers:  
Professor Dr. Michael Klessmann  
Kirchliche Hochschule Wuppertal  
Dietrich-Bonhoeffer-Weg 24  
42285 Wuppertal

<sup>13</sup> Peter Bukowski, *Die Bibel ins Gespräch bringen*. Neukirchen 1996.